Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Jean-Paul [Fortsetzung]
Autor: Rasmussen, Holger
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572282

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jean-Paul.

Nachdruck verboten.

Artistenroman von **Holger Rasmussen.** Deutsch von Friedrich von Känel, Aeschi.

IV.

In der großen Stadt hatte sich das Jugendleben Jean-Pauls abgespielt.

Er war jetzt vierunddreißig Jahre alt, und es waren in diesen Tagen gerade fünf Jahre verstrichen, seit er — von der Stadt und der Jugend — aufbrach.

Aber damals hieß er nicht Jean-Paul.

Der Name, den er in jenen Tagen trug, war ganz anders, schlicht und einfach — so wenig, so wenig geeignet auf einem Zirkusplakat zu glänzen!

Es hätte denn gerade sein müssen, daß die Einführung des „besten dummen Peters in der Welt" in die Manège unter dem bürgerlichsten Namen der Stadt ein gewisses Furore hätte erregen können.

Und doch hatte Jean-Paul noch gestern diesen seinen andern Namen und sein zweites Ich öffentlich der Gunst des Publikums ausgeboten gesehen. Gewiß mit bedeutender Preisermäßigung.

Es war im Fenster einer Buchhandlung, wo dieses Experiment versucht wurde.

Jean-Paul war gestern nachmittag auf seinem Weg nach dem Zirkus vor einem solchen Fenster stehengeblieben. Und er hatte seinen Blick den Titeln und Verfassernamen der ausgestellten Bücher entlang schweifen lassen.

Und was mußte man da sehen:

Noch wagte jemand das Publikum mit Lektüre zu versuchen, die auf dem Titelblatt seinen befleckten Namen trug.

Da stand es ja, sein erstes kleines Buch.

Es war unter so viel hoffnungsvoller Freude, unter so vielen Zweifeln und so vielem Glauben entstanden!

Ach Gott, damals hatte er noch nicht gesündigt!

Auf den Blättern des kleinen bescheidenen Buches stand nur die schlichte, stille Geschichte von dem Leben eines armen Kindes. Ein einfaches Lied über die ersten Träume — die dieses kleine Heft einer frohen Wirklichkeit zugeführt hatten.

Er war lange vor dem Fenster stehengeblieben, nachdem er sich zuerst überzeugt hatte, daß er nicht im Innern des Ladens beobachtet wurde . . .

Eine krankhafte Verzagtheit hatte den Kopf des Clowns durchzogen beim Anblick dieses Buches mit seinem toten Titel und dem verlorenen Namen.

Das war nun vorbei, alles vorbei!

Jene Zeiten, die Hoffnung und der Traum von Glück!

Aber das Glück ist nicht ein Einziges. Das Glück ist mannigfaltig wie die Menschen der Erde selbst!

* * *

Achtzehn Jahre alt war Jean-Paul in die große Stadt gekommen.

Sein Kindheitsleben war so unendlich arm und grau gewesen. Schwer von allerlei Sorgen und von sonderbaren Grübeleien waren die Jahre langsam durch seine Seele gesickert in dem Kleinstädtchen an der See.

Aber Jean-Paul hatte, so arm er auch war, doch einen merkwürdigen Reichtum mit sich in die große Stadt gebracht.

Die Tiefe des Waldsees, die wechselnde Stimmung hatten gleichsam Spuren in seiner Seele hinterlassen.

Er besaß ein eigentümliches Fühlen, eine eigene zarte Empfänglichkeit, durch die das geringste Ding des Lebens seinen bestimmten Eindruck in ihm hinterließ.

Und Jean-Paul hatte die Fähigkeit, wiedergeben zu können, was das Leben brachte — es in geläuterter Gestalt, in künstlerischer Form auferstehen zu lassen.

Aber Jean-Paul war arm. Und die Welt schneidet nicht reichlich Brot für einen Lyriker.

Hunger lehrt die Leute praktisch werden — oder auch unpraktisch. Alles ist relativ.

Die Jahre verstrichen.

Jean-Paul verschaffte sich zu essen, indem er kleine, witzige Berichte für eine Zeitung schrieb.

Man hatte entdeckt, daß er im Besitz eines seltenen Talentes war, mit wenig raschen Strichen eine Trivialität gangbar machen zu können — unterhaltend, ironisch, beißend, bitter oder barock.

Seine Sentimentalität war mit einer gewissen spitzigen Laune gepaart, einer eigentümlichen, etwas boshaften Lustigkeit, mit der er die Tausenden von kleinen Alltäglichkeiten zu salzen und zu pfeffern verstand, die ihm während der Jahre in die Hände kamen.

Ach ja! Das war wohl der künftige, witzige Zirkus-Bajazzo, der schon hier mit den Schellen klingelte . . . . .

Diese Fähigkeit wurde nach Verdienst belohnt.

Wenn er seine Geldsachen ein wenig vernünftig ordnete, so war es nicht ganz ausgeschlossen, daß es — wenigstens an Festtagen — ein Stück Käse zu seinem Brot geben konnte.

In seiner freien Zeit arbeitete also Jean-Paul daran, sich als Verfasser einen Namen zu machen. Und es gelang ihm wirklich.

Acht Jahre später, nachdem er seinen Holzschuh-Einzug in der großen Stadt gehalten hatte, lagen von seiner Hand zwei Bücher vor, die beide berechtigtes Aufsehen erregten.

Der Name war gewonnen. Aber damit ist auch alles gesagt. Gold hatten ihm die acht Jahre Arbeit nicht geschenkt. Immer nur Brot und dann die festtägliche Käsrinde. Aber der Name stand fest, und ein Name kann zu mancherlei Dingen nützlich sein — auch um schmutzig zu machen. Und Jean-Pauls Name war nun gut genug, um seinen Mann für den täglichen Inhalt einer kleinern Zeitung verantwortlich zu machen.

Sechsundzwanzig Jahre alt wurde der junge Lyriker, der Mann mit den vielen sprossenden und gärenden Möglichkeiten verantwortlicher Zeitungsredaktor.

Nun mußte das Gold doch kommen! Aber es kam nicht in breiter, rötlicher Flut zu Jean-Pauls Tür hereingeströmt.

Nein, es kam in ganz winzig kleinen Tröpfchen, und der Tropfenfall machte zuweilen große Pausen.

Die neue kleine Zeitung kämpfte sich unter großen Schwierigkeiten vorwärts. Das Geld war rar. Es fehlte auf allen Seiten. Im Abonnementsprotokoll grinsten boshaft die weißen Blätter.

Für den genügsamen Jean-Paul würden die langsam fallenden Tropfen für den Unterhalt des Lebens ausgereicht haben.

Aber Jean-Paul konnte seine Genügsamkeit nicht mehr so pflegen wie in frühern Tagen. Und der Grund war triftig genug. Der junge Redaktor hatte für gut gefunden, sich zu verlieben und zu verheiraten.

* * *

Das kleine Wesen, dem Jean-Paul seine Liebe geschenkt hatte, erschien noch als ein wahres Kind. Fein und voll Reiz schwebte sie ihm entgegen mit ihren großen, grauen Augen, ihrer zarten Haut, ihrem aschfarbigen Haar und dem reinen Kinderprofil. Und dann war sie Tänzerin. Eine Tochter der leichtbeschwingten Poesie Terpsichorens.

Was bedurfte es noch mehr, um das gefühlvolle Herz Jean-Pauls in Brand zu bringen?

Er, stark und breitbrüstig, in seinem Wesen etwas von der Natur der fruchtbaren Erde, der er entsprossen war, er, der von einem armen Geschlecht abstammte, das aber dickes Bauernblut in den Adern hatte, er mußte naturnotwendig dieses kleine, zarte, schöne Ding lieben, das Angelika Amalie hieß.

Und schnell, sehr schnell mußte es beiden klar werden, Jean-Paul und Angelika, daß sie eigentlich so wenig als möglich für einander paßten.

Welch eine unverständige Triebfeder hatte denn eigentlich die Wege der beiden Menschen zusammengeführt?

Ach, es war die ewige Macht der physischen Gegensätze!

Die Harmonie der Seelen — die das innerste, wahre Wesen der ehelichen Gemeinschaft ist — die zieht die Jugend selten in Betracht.

Jean-Paul mit den starken Gliedern und dem kräftigen

Judenpredigt in Rom.

Nach dem Gemälde (1823) von † Hieronymus Heß (1799—1850),
in der Oeffentlichen Kunstsammlung von Basel.

roten Blut hatte sich in eine kleine, zarte und feine, blutarme und blasse, verzärtelte, reizvolle und egoistische Blume verliebt, die in zwei, jedes in seiner Art gleich unmöglichen Mistbeeten aufgezogen worden war.

Ein borniertes Heim mit einem Vater, der dummstolz auf seine angesehene Verwandtschaft und ein nun verloren gegangenes Vermögen war, und dann — das Theater. Aber gerade so war das Liebes- und Schönheitsideal Jean-Pauls.

Er liebte gerade den unfertigen Stoff. Es war ihm ein Vergnügen, diesen zu korrigieren und ihm Form zu geben.

Er wünschte etwas zu schützen. Jemand zu belehren und zu erziehen. Jemand, dem er langsam etwas von dem geistigen Reichtum zuführen konnte, der während der Kindheits- und Jugendjahre ihm selbst aus dem Gesang von Tausenden von Stimmungen zugeflossen war.

Aber Angelika war nicht von einem Stoff, der sich leicht formen ließ. Und sie respektierte die Hände nicht, die in den Ton griffen.

Nein, in geistigem Sinn begegneten sie sich nicht. Sie gingen beide in der gleichen Richtung, aber wanderten nicht auf der gleichen Seite des Weges ..... Und doch wurden sie oft zu einander hingezogen.

Der Ruf der Sinne, diese starke elastische Triebfeder, von der sie beide, als sie einander das erste Mal sahen, beeinflußt wurden, sie blieb stets rostfrei und blank.

Und es war nichts Unschönes in diesem ihrem willenlosen Aufeinanderlosstürmen. Sie gehorchten ja nur jenem dunkeln geheimnisvollen Gesetz, jener unbeugsamen Formel, die einmal am Zeitenmorgen in Granit geprägt wurde von einer allmächtigen Hand — jenem Gesetz, dem der Traum von Leben und Lieben selbst entsprang.

* * *

Angelika Amalie war verwöhnt. Jetzt war sie Redaktorsfrau und verlangte ein standesgemäßes Dasein.

Sie verdiente selbst Geld mit ihren künstlerischen Leistungen. Zwar nicht viel, aber doch noch genug, um mit diesem Einkommen ihre Forderung noch mehr unterstreichen zu können. Und der Strich war dick und rot ..... Aber die kleine Zeitung ging nicht gut.

Es bedurfte vieler, vieler Abonnenten, um sie über Wasser halten zu können, und die Einkünfte waren in hohem Grad von dem Erfolg des Blattes abhängig .....

Das verwünschte Medusenhaupt des Mangels begann aus den Ecken in Jean-Pauls Hause hervorzugrinsen. Nun mußte also etwas getan werden. Und Jean-Paul, nun sechsundzwanzig Jahre alt, tat, was er nicht hätte tun sollen. In seiner Qual, das Notwendigste zu schaffen, spekulierte er auf die schlechten Instinkte des Publikums ..... Eines Tages erschien die kleine Zeitung mit einer achtseitigen Gratis-Romanbeilage.

Es war eine Schilderung des mondänen Lebens der Großstadt, in Sturmeseile von einem Tag zum andern geschrieben, ohne künstlerische Gewissenhaftigkeit, oft in späten Nachtstunden aufs Papier geworfen, während Müdigkeit und Schlaf mit aufregenden Stimulanzen verscheucht wurden — alles darauf berechnet, die Seiten des Protokolls zu füllen, deren Flächen gleichsam Buch führten über Jean-Pauls Armut.

Und — mitten in diesem wilden Eifer — rannte er die Stirn gegen eine Mauer von Granit.

Und diese Mauer war das Gesetz.

Einen Augenblick stand er halb betäubt mit blutigem Kopf, wankend und ohne zu begreifen, warum der Schlag kam. Und dann fiel er, um sich nie mehr zu erheben .....

Das Verbrechen war: Jean-Paul hatte in seinem Roman eine kühne und zügellose Schilderung erotischer Szenen entworfen. Er hatte einen allzu naiven Glauben daran, daß diese ungesichteten und ungemilderten Darstellungen von Menschen und Zuständen, die er meist nur nach Mutmaßungen kannte, als gute und ehrliche Kunst beurteilt werden würden. Aufsehenerregend — ja, das war natürlich der Zweck; aber doch gute Kunst, das starke und kühne Werk eines wahrheitsuchenden Skribenten.

Aber das Gesetz, das keine mildernden Umstände kennt, beurteilte die Sache als das, was sie war, wenn sie mit kalten Augen betrachtet wurde: eine tendenziöse und darum strafbare Schilderung. Eine rohe und schmutzige Geldspekulation. Ein unmoralischer und ganz unkünstlerisch ausgearbeiteter Schundroman, der jeden Tag sein Gift in die Familien der großen Stadt träufelte. Folglich mußte das Gesetz treffen und zwar hart. So etwas mußte mit Stumpf und Stil ausgerottet werden.

Sobald die öffentliche Aktion gegen Jean-Paul angeordnet war, wurde er augenblicklich von seinem Redaktorssitz entfernt. Natürlich konnten die Eigentümer den Namen eines unmoralischen Skribenten auf ihrer Zeitung nicht dulden.

Und im schönsten Verständnis für den Ernst der Sache verschlossen nun alle Zeitungen mit kühler Vornehmheit dem auf einmal ganz brotlosen Mann ihre Spalten.

Die dummstolze Familie wütete, Angelika Amalie weinte. O, diese Schmach, diese Schande und das Verderben, das er über die Familie gebracht hatte! Sie konnten den Bürgern der großen Stadt nicht mehr ruhig in die Augen sehen. Sie mußten sich zu Tode grämen über all diese Schmach! . . .

Bald fiel das Urteil, das auf lange Gefängnisstrafe lautete, und Jean-Paul begrüßte diese Wanderung in die Einsamkeit mit der ganzen Dankbarkeit einer zerrissenen und gequälten Seele.

Sich einen Augenblick vor der Welt verbergen, all diese Menschen, die vorsichtig ihm auswichen aus Angst, ihren eigenen guten Namen mit dieser Bekanntschaft zu beflecken, meiden, sich vor all diesen Augen decken zu können, aus denen Empörung, Mitleid, Verachtung und Bedauern glotzten — o, dies begrüßte er als eine große Befreiung.

Ein müder Friede kam über ihn, als sich die Pforten des Gefängnisses hinter ihm schlossen.

Er war allein mit seiner toten Hoffnung und seinen gebrochenen Träumen. Einem entehrten Mann wächst kein Lob. Gestrafter Dichter, gebrandmarkter Poet! Eine schwere Reue und eine wilde Bitterkeit stritten sich wie Tiere um den Platz in seinem Herzen. Und langsam reifte er hinter den Mauern des Gefängnisses, in den breit und gleichmäßig verfließenden Tagen und Nächten seiner Einsamkeit für die unruhige und sonderbare Zukunft, die ihm bevorstand.

Der Rest der Vorgeschichte ist kurz erzählt.

Als die Gefängniszeit abgelaufen war, scharrte Jean-Paul ein wenig Geld zusammen und verließ die große Stadt.

Für Angelika Amalie, die seinen Freiheitstag mit sehnsuchtsvoller Freude begrüßte — denn genau betrachtet, nährte sie doch eigene starke Gefühle für Jean-Paul — war diese Abreise eine große Enttäuschung.

Nun hatte er ja seine Strafe erlitten. Was soll denn die feige Flucht?

So räsonnierte sie.

Jean-Paul erklärte ihr die Gründe nicht näher, sondern zog fort.

Er verließ Stadt und Land mit dem schmerzlichen Gefühl, nach Jahren zurückkehren zu sollen als derjenige, zu dem ihn das Leben gemacht hatte.

Oder wer weiß?

Vielleicht hatte schon in einer fernen Zeit die Leier einer herumziehenden Komödiantentruppe das Lied der Landstraße an seiner Wiege gesungen. Vielleicht war es an einem stillen Abend im letzten Sommer mit dem Duft des Flieders am Wege durch das Fenster des Hauses drüben am großen See hereingedrungen. Wer weiß, was an der Wiege des Clowns gesungen worden war?

V.

In der großen Stadt spielte „Dwóràks fliegender Zirkus" jeden Abend vor ausverkauftem Hause.

Schon früh am Tag waren alle Plätze verkauft, und am Abend rissen sich am Eingang die Leute geradezu um Karten zur Gallerie.

Der große Andrang war insofern kein Wunder, als Dwóràks Zirkus wirklich in seiner Art einzig dastehend war.

Der kleine, untersetzte und energische Ungar, der anfangs selbst als Clown im Zirkus gearbeitet hatte, verstand es, das Publikum gleichsam gefangen zu nehmen. Seine Vorstellungen fanden mit atemloser Eile statt.

Zwanzig, dreißig Artisten- und Pferdenummern schleuderte er im Lauf von ein paar Stunden ohne Pause in die Manège. Die eine löste die andere ab, Schlag auf Schlag, ohne daß ein einziger toter Punkt bemerkbar wurde. Es gelang ihm, durch diese phänomenale Schnelligkeit, sein Publikum teilweise zu suggestionieren. Die ganze Vorstellung zog an den stau-

nenden Blicken vorüber wie ein glanzvolles Meteor. Das kleine, gutdressierte Balletkorps war der glanzvolle Schlußeffekt.

Wenn man dabei in Betracht zog, daß Direktor Dwórák, der es verstanden hatte, im Lauf der Jahre ein recht wohlhabender Mann zu werden, und der darum mit der Löhnung nicht zu kargen brauchte, beständig die besten fahrenden Artisten an seinen Zirkus zu fesseln suchte, so war der Erfolg teilweise erklärlich.

Aber gleichwohl — das konnte nicht in Abrede gestellt werden: das Auftreten des Clowns Jean-Paul und seiner Frau in der großen Stadt hatte gleichsam das Tüpfelchen auf das i gesetzt.

Die große Stadt erkannte ihre Kinder wieder — augenblicklich; das konnte nicht vermieden werden. Da waren hundert Augen und Ohren auf Wache.

In jener Zeitung, die Jean-Paul seinerzeit redigiert hatte, stand am Tag nach der Première des Zirkus unter anderm Folgendes in dem Referat über die Vorstellung:

„Es war eine ungemischte Freude für uns, zwei von unsern Stadtkindern in der Manège des vortrefflichen Zirkus wiederzusehen. Wir meinen damit den nun hochberühmten Clown und dummen Peter, Jean-Paul, und seine Frau, die Prima-Ballerina des Zirkus Dwórák, die beide durch ihre frühere Tätigkeit in unserer Stadt vorteilhaft bekannt sein dürften. — Wir notieren der Vollständigkeit halber, daß der Artistenname Jean-Paul, in seine weniger fremdartige Echtheit umgesetzt, vor einer nicht besonders langen Reihe von Jahren mit diesem Blatt verbunden gewesen ist, in dem wir die Ehre haben, diese Zeilen zu schreiben. Die beiden Artisten waren, jeder in seiner Weise, wirklich ganz ausgezeichnet, und wir wollen nicht verhehlen, daß wir sie in größern Verhältnissen wiedersehen möchten — Verhältnissen, die in noch höherm Grad ihnen Gelegenheit geben würden, ihre ohne allen Zweifel reichen Fähigkeiten zu entfalten. — Wir heißen Herrn Jean-Paul und Frau willkommen und hoffen auf ein frohes Wiedersehen in unserm eigenen Zirkus."

So schrieb die Zeitung, und so schrieben die Zeitungen überhaupt. Die Männer aber, die das geschrieben hatten, was in den Zeitungen stand, sie sagten ganz das Gleiche wie die übrige Stadt, und die übrige Stadt sagte keineswegs das Gleiche wie die Zeitungen.

Die Stadt sagte etwa dies:

„Ja, da sieht man also ... wirklich reiche Talente, und so köpflings in den Sumpf hinein ... Mein Gott, na, er soll also als dummer Peter endigen ... als Bajazzo eines herumziehenden Zirkus ... Bedauerlich ist es ... und traurig für seine armen Schwiegereltern ... Aber ... betrachtet euch im Spiegel, Kinder ... so toll kann es also gehen! Und dann die arme Frau, die er mit sich herumschleppt ... Ja, pfui Teufel, das geht nicht an ... man soll nicht andere mit sich in den Rinnstein schleppen!"

So sprach und meinte man.

Aber das Tatsächliche war, daß alle die Bedauernden die Bedauernswerten sehen wollten: man wollte diese nützliche Lehre so nahe haben als möglich, und der Zirkus füllte sich Abend um Abend mit einem für diese Gelegenheit ganz ausgesuchten, wenn auch nicht immer ganz verständnisvollen Publikum.

Man klatschte und lachte wie toll über die Einfälle des eigentümlichen Clowns, seine Späße und anzüglichen Witze, die zuweilen wie starker Tabak auf die feinen Nasen des Parkettpublikums wirken konnten. Denn Jean-Paul, der in dieser Stadt Abend um Abend vor seinem Erscheinen eine starke mit jedem Auftreten mehr zunehmende Nervosität bekämpfen mußte, arbeitete wie in einem forcierten Fieberrausch.

Es war ja alles Inspiration, und würde diese immer genügen? Wenn er drinnen in der Manège herumstürmte, kochte es förmlich in seinem Gehirn, und es pochte und brannte in allen seinen Gliedern. Aber aus dem siedenden Topf seines Kopfes stieg ein Wirrwarr von grell-barocken Einfällen, komischen Einfällen, höhnischen Witzen und unglaublich wahnsinnigen Behauptungen, die er mit einer wunderlich halbtollen Energie verfocht.

Genau überdacht, hatte man einen ähnlichen Clown denn doch noch nicht gesehen. Hätte er nur höher springen oder sich selbst in ein paar gordische Knoten schlingen können, so würde er ohne allen Zweifel non plus ultra gewesen sein.

Aber das war doch vielleicht etwas zu viel verlangt von einem frühern Dichter.

Und Gott behüte, er war ja gut genug, so wie er war! Er spielte gewiß zur vollkommenen Befriedigung aller. Man hätte glauben können, daß er sich nie mit etwas anderm beschäftigt hätte.

Er war ein geschickter Bajazzo.

Von dem Augenblick an, als die ganze Stadt Publikum im Zirkus wurde, war sie ausgelassen vor Begeisterung.

Und dann die kleine Frau.

Wie hold und graziös und fein sie doch war, wie war es schade um sie! Sie hätte nie vom Theater fortgehen sollen.

Die talentvolle Jugend der Stadt dichtete zu ihrem Preis in den Zeitungen, und sie tanzte jeden Abend aus dem Zirkus auf einem duftenden Teppich der schönsten Blumen des Sommers.... Trotz der Eigentümlichkeit der Situation erfüllten doch diese Huldigungen das kleine eitle Herz Angelikas mit einer gewissen stolzen Freude.

Der Umstand, daß keine andere von den schönen Damen der Truppe auch nur annähernd es in der Gunst des Publikums mit ihr aufnehmen konnte, genügte, um ihr Trost zu bringen und wie ein kühlendes Pflaster auf die Wunde zu wirken, die ihr das Auftreten in der großen Stadt verursacht hatte.

Dazu kam, daß sie auf dem Theater, wo ein ziemlich bescheidenes Dasein beständig ihr Los gewesen war, solche Ovationen nur den Leistungen anderer dargebracht sah. Jetzt wurden die Lorbeeren ihr selbst zuteil. Nur war die Szene eine andere. Und was ging das die Lorbeeren an? Sie waren wohl, was sie waren!

Aber Jean-Paul, der die Referate der Zeitungen las, lächelte, wie derjenige lächelt, der versteht.

VI.

Da war es eines Abends. „Dwórâks fliegender Zirkus" hatte nur noch wenige Vorstellungen in der Stadt zu geben. Es war kurz vor Beginn der Vorstellung. Jean-Paul saß für seine Arbeit geschminkt und angekleidet in der Garderobe, eifrig mit dem blondhaarigen Lehrjungen seines Nebenmannes, des Clowns, plaudernd.

Ingolf, dessen Nummer erst später am Abend kommen sollte, hatte sich noch nicht zu rüsten begonnen.

Er saß rittlings auf der bunten, sternbesetzten Tonne, mit der er und sein Lehrmeister in der Manège arbeiteten, und starrte angestrengt auf Jean-Pauls gemalte Dummpeterfratze.

Augenscheinlich ging ein sehr verwickeltes Gedankenexperiment im Gehirn des Knaben vor. Einen kurzen Augenblick starrte er noch. Dann begann er nachdenklich an seinen Fingern zu zählen.

„Es ist richtig," sagte Jean-Paul, der stark interessiert das Resultat des Experimentes abwartete, „geht es auf andere Weise nicht, so muß man sich vorwärts tasten."

„Zweiundvierzig?" fragte der Knabe vorsichtig prüfend und sah auf.

„Gerade so," antwortete der dumme Peter, „das ist recht, mein Junge! Sechsmal sieben ist zweiundvierzig. Was ist viermal neun?"

Der Knabe guckte einen Moment nach der Zeltdecke empor und begann dann wieder mit den Fingern zu manövrieren....

Der achtjährige Ingolf war ein uneheliches Kind.

Die Mutter, die auf dem Lande diente und sich nicht in der Lage sah, ihren Knaben zu versorgen, hatte ihn vor zwei Jahren dem Artisten überlassen, dem er folgte.

Die Abtretungssumme betrug hundert Kronen und eine Reihe bestimmter Versprechen, daß der Knabe freundlich behandelt, vorzüglich zum Akrobaten ausgebildet und nicht ganz dem Schulunterricht entzogen werden sollte.

Der Clown hatte sich die Erfüllung dieser Versprechungen ziemlich leicht gemacht. Ingolf wurde gar nicht gut behandelt, und das einzige, was er fachlich gelernt hatte, bestand darin, daß er sich in der kleinen Tonne zusammenkauerte und einige mittelmäßige Experimente machte. Der Schulunterricht blieb ganz vernachlässigt.

Ingolf konnte tatsächlich nichts anderes als das Wenige, das Jean-Paul dann und wann bei Gelegenheit ihm beigebracht hatte.

Jean-Paul, der Kinder liebte und dessen beständiger Traum gewesen war, selbst einmal ein Kind zu erhalten, das er hegen und pflegen, leiten und lehren konnte, hatte dieses bisher ganz

unterdrückte Vatergefühl dem verlassenen und heimatlosen Artistenkind zugewendet. Seine Frau wurde in seinen Händen nie der weiche Ton, von dem er einmal geträumt hatte. Und mit Kindern war er auch nicht gesegnet worden.

Jean-Paul hatte in mancher schlaflosen Nacht darüber nachgegrübelt, warum ihm auch diese eine unschuldige Freude verwehrt worden war, ihm, dem das Leben bereits schon so viel versagt hatte.

Die sechs Monate, die verstrichen waren, seit Jean-Paul und Ingolf sich zum ersten Mal in Dwóráks Zirkus begegnet waren, hatten sie mit einem starken und innigen Band verknüpft.

Ingolf betrachtete Jean-Paul als den ersten Menschen, der ihn beschützt und sich seiner angenommen hatte, den einzigen, den er in seinem kurzen Dasein mit Grund hatte lieben können.

Für Jean-Paul dagegen war Ingolf der weiche und empfängliche Stoff, den er liebte. Ein Kind mit einem guten und ergebenen Sinn. Eine dankbare Blume für seine geistige Pflege. Ein Ersatz für den Sohn, den er sicher nie sein eigen nennen würde.

Und Ingolf liebte ihn.

Es bestand eine bestimmte Abrede zwischen beiden, daß Ingolf an jenem Tag, an dem Jean-Paul den Zirkus Dwóràk verließ, ihm folgen sollte.

Und Jean-Paul machte sich kein Gewissen daraus, den rohen Artisten des vernachlässigten Kindes zu berauben.

Der Unterricht in dem kleinen Raum wurde fortgesetzt. Zu oberst in der Zeltwand über den Köpfen der beiden war eine längliche viereckige Oeffnung, deren Segeltuchklappe aufgezogen und an eine Strippe von braunem Bindfaden befestigt war.

Durch diese Oeffnung goß die sinkende Sonne des Sommerabends einen dünnen roten Schein in den Zeltraum. Das Licht verteilte sich gleichmäßig über die einzelnen Gegenstände drinnen und färbte die entgegengesetzte Segeltuchwand mit ihrem schwachen Rosa. Von dem gelbverbrannten und flachgetretenen Rasen unter ihren Füßen stieg ein starker und würziger Geruch von Heu und Erde auf, sich mit dem Jasminduft vermischend, der wie ein milder Hauch durch die Oeffnung droben hereinzog. Das Summen vieler Stimmen draußen und dann und wann ein glückliches Jauchzen spielender Kinder drang auch zwischen die stille Unterhaltung der beiden. Die verschiedenen Laute aus dem Stall ließen den Lärm um sie her wachsen. Das Pusten der Pferde und ihr Gerassel mit den Ketten, das Schwatzen der Stallbursche und ihre gegenseitigen Zurufe, und dann ein gedämpftes metallisch klingendes Tremolieren auf der Mandoline im Raum nebenan. Ein Komödiant saß dort und weinte einen ganzen sentimentalen Walzer auf seinem messingbesaiteten Instrument in den Abend hinaus.

„Zweimal neunzehn?"

Zahlenreihen zogen durch das arbeitende Gehirn Ingolfs und schlossen sich langsam zusammen. Eine große gelbbraune Hummel flog summend durch die Zeltöffnung. Sie kreiste einen Augenblick um die Köpfe der beschäftigten Menschen und segelte dann wieder in den goldigen Abend hinaus.

„. . . Zweimal neunzehn?"

Der scharfe zitternde Klang der Glocke des Regisseurs riß plötzlich die beiden aus ihrer kleinen guten Welt gegenseitigen Verständnisses und Wohlbefindens heraus. Im Stall hatte sich die Bewegung nach und nach gesteigert. Jean-Paul lüftete den Vorhang und blickte hinaus.

Mitten gegenüber stand ein großer weißbunter Hengst, der mit gelbem Zaumwerk versehen wurde.

Der Jockey, der ihn ritt, war schon zugegen, in vollem Kostüm mit kurzschäftigen, hakenlosen Lackstiefeln und kleiner gelbgestreifter Seidenmütze. Er folgte inspizierend dem Stallburschen, der die Arbeit verrichtete, untersuchte, ob jeder Riemen richtig geschnallt war, und plauderte inzwischen leise mit dem Pferd.

Dann nahm er aus einem blechernen Wasserbecken, das in einem der Stände war, einen kleinen Schwamm und begann, fortwährend plaudernd, die Nüstern des Tieres zu baden.

Der Vorhang vor dem Ankleideraum der Damen, der gegenüber lag, wurde gelüftet, und ein kleines blondhaariges Mädchen trat in den Stall.

Ein weinrotes und goldbefranstes Kostüm umgab stramm ihren schmalen, unentwickelten Körper. In der Hand hielt sie eine kurze Reitpeitsche.

Sie sah sich einen Augenblick um. Dann rief sie:

„François!"

Und als ihr niemand antwortete, noch einmal und lauter:

„François!"

Pariserin. Nach Radierung von Robert Leemann, Zürich.

„Hallo!"

Es war einer der Bursche, der aus dem Stand trat, in dem er beschäftigt gewesen war.

„Was Gutes?"

„Haben Sie nicht vergessen, den Zucker für ‚Lucy' zu kaufen?"

„Nein!"

Der Bursche griff in die Tasche seiner lederfarbigen Hosen und reichte dem Mädchen eine Düte.

„Hier ist er!"

„Dank!"

Die Kleine öffnete die Düte und ging nach dem letzten Stand, wo das Pony war.

„Etwas Gutes für ‚Lucy'!" sagte sie und näherte die flache Hand, in der ein Stück weißer Zucker lag, dem Maul des Ponys.

Das Tier schnupperte einen Augenblick an dem Leckerbissen und lutschte dann daran.

Das Mädchen streichelte ihm den Hals, steckte selbst ein Stück Zucker in den Mund und verschwand wieder hinter dem geblümten Vorhang vor dem Eingang zur Damengarderobe.

Unterdessen war der Jockey gegangen.

Jean-Paul hatte einen Gang durch den Stall ins Zirkusfoyer gemacht und war wieder in seinen Ankleideraum zurückgekehrt.

Ingolf saß fast nackt, nur in eine kleine lockengestrickte Wolljacke gekleidet, vor dem fleckigen Spiegel seines Lehrmeisters.

In der linken untern Ecke des Spiegels war ein Stück Glas herausgebrochen, und der alte fichtenhölzerne Rahmen mit allerhand Schnitzereien, Namen, Jahreszahlen und Figuren bedeckt, deren Linien wieder mit verschiedenfarbiger Schminke überzogen waren.

Auf dem Tisch neben dem Knaben stand eine Spritlampe und brannte.

Ingolf war eifrig beschäftigt, mittelst einer rostigen Kräuselschere Schnörkel in seinem blonden Haar zu bilden. Zwei auf jeder Seite der Scheitelung. — — —

Jean-Paul betrachtete einen Augenblick den Knaben, wie er dort saß, die kleinen, dünnen, nackten Beine mit den Füßen, bis an den Sitz des hölzernen Stuhls heraufgezogen.

Er betrachtete die schmalen Schultern und den kleinen knochigen Rücken, der von der Jacke halb entblößt war und in dessen Muskelspiel die Schatten während der Bewegung der erhobenen Arme wechselten.

Ein eigentümlich weiches Licht, der schwindende Glanz des

Abends legte sich gerade um das blonde Haupt Ingolfs, wo das Eisen langsam seinen kümmerlichen Schmuck einbrannte....

Ein merkwürdiges Lächeln bedeckte das verzerrte Gesicht des Clowns — ein Lächeln, das, wenn Gaukelwerk und Schminke von diesen Zügen entfernt worden wären, demjenigen klar geworden sein würde, der die Menschen kannte, und ihn die zarte und merkwürdige Welt einer einsamen Seele hätte ahnen lassen.

Denn in Jean-Pauls Herzen wuchs in diesem Augenblick ein großes Mitleid auf. Seine Gedanken zogen weit, weit hinaus nach einem fernen Horizont, auf ihren Flügeln das Schicksal dieses fremden Gauklerkindes tragend. Und ein heißes, alles besiegendes Verlangen, zu helfen und gütig zu sein, bemächtigte sich seines ganzen Wesens.

Der dumme Peter, der tragische Komödiant, der Bajazzo mit dem blutenden Herzen wandte sich nach dem Ausgang und trocknete vorsichtig seine Augen mit dem Zipfel des Vorhangs.

Vorsichtig — der Schminke wegen.

* * *

(Fortsetzung folgt).

Der Basler Historienmaler Hieronymus Heß.

Mit fünf Bildern. Nachdruck verboten.

Zu Anfang des Jahres 1825 schrieb der große Bildhauer Thorwaldsen an Oberst Wettstein-Iselin in Basel von dessen Schützling, dem damals sechsundzwanzigjährigen Maler Hieronymus Heß: „Die Gönner und Beförderer dieses jungen Mannes könnten ihr Wohlwollen nicht leicht einem würdigern Künstler angedeihen lassen . . . Euer Hochwohlgeboren und die übrigen Gönner des vortrefflichen jungen Mannes erwerben sich nicht nur um Hieronymus Heß, sondern selbst um die von uns allen so hochverehrte Kunst ein wahres Verdienst, wenn dieser talentvolle Künstler durch Sie und andere Kunstfreunde in den Stand gesetzt werden möchte, seine seltenen und ungemein schönen Anlagen in dieser alten Kunststadt Nürnberg, wo die edelsten Meister alter und moderner Zeit vorhanden sind, recht harmonisch und gründlich ausbilden zu können.“ Und der Maler Ludwig Richter schreibt aus derselben Nürnberger Zeit in seiner Selbstbiographie: „Heß' Art zu zeichnen hatte viel von seinem großen Landsmann Holbein... Sie war sicher, fast jede Linie von Verständnis zeugend; die Auffassung hatte etwas einfach Großes, Stilvolles, mit feinster Beobachtung der charakteristischen Züge seines Gegenstandes. Die Aquarelle sind gewöhnlich tief in der Farbe und erinnern auch in dieser Beziehung an Holbein.“

Was werden wir erwarten dürfen vom Leben und vom künstlerischen Schaffen eines Mannes, von dem zwei so kompetente Autoritäten im Gebiet der bildenden Künste solche Hoffnungen hegten? Der Rahmen, der dieses Lebensbild umschließt, ist höchst einfach. Leider weist es der unerfreulichen Züge mehr auf als der erfreulichen. Darum wollen wir es bloß mit flüchtigen Strichen zu zeichnen suchen, um uns desto eingehender mit einigen seiner bedeutendsten Werke beschäftigen zu können, die wir heute noch trotz allem, was die Entfaltung seines Lebens und Schaffens gehindert hat, mit Fug und Recht bewundern.

* * *

Hieronymus Heß wurde geboren am 15. April 1799 als Sohn des Kornmessers Johann Heß und der Frau Margaretha geb. Roth. Die Familie war seit dem vierzehnten Jahrhundert in Basel ansässig und seit 1444 daselbst verbürgert. Mit drei Brüdern wuchs Hieronymus in schlicht bürgerlichen Verhältnissen auf. In frühen Knabenjahren zeigte sich sein Malertalent, wenn er es auch mit seinen Brüdern und Kameraden vorerst nur unter Zuhilfenahme der allerprimitivsten Mittel — Ziegelmehl, Kohle und Kreide in Nußschalen als Farben, Birnstiele als Pinsel, Speichel als Bindemittel — betätigen konnte. Hochbeglückt wurde die kleine Künstlergesellschaft durch eine Farbenschachtel, die ihr später eines ihrer Glieder von der Wanderschaft schickte. Die gelungenen Erstlingsversuche des Knaben hatten zur Folge, daß er nach absolvierter Schulzeit einem — Flachmaler in die Lehre gegeben wurde. Da gefiel es ihm aber weit besser, dem Meister das öde Anstreichen zu überlassen und in seiner Abwesenheit die Wände der Werkstatt mit Bildnissen und Karikaturen zu bedecken. Auf den Rat dieses Meisters entsagte er dem Handwerk und trat in das Atelier des biedern Landschafters Neustück und seiner Söhne ein. Später finden wir den Jüngling in der blühenden Kunsthandlung der Herren Birmann und Huber. Aus jener Erstlingszeit besitzen wir mehrere vielversprechende Arbeiten, u. a. eine religiöse Versammlung der zu eigenartiger Berühmtheit gelangten Frau Juliane von Krüdener in den Häusern am Grenzacherhorn.

Dem allen Malern jener Zeit tief im Herzen wohnenden Zug nach dem gelobten Land der Kunst, Italien, zu folgen, ermöglichte Heß das Engagement eines neapolitanischen Kunsthändlers. 1819 und 20 lebte er in Neapel und malte dort ums tägliche Brot Volksszenen mit Improvisatoren, Soldaten, Juden und Pfaffen. In sein Lebenselement kam er aber erst in Rom, wo ihm ein Basler Gönner den Aufenthalt verschaffte, der ihm im Kreis gleichstrebender Kollegen höchste Anregung bot.

1823 nach Basel zurückgekehrt, bildete er den Geist und übte er die Hand am Vorbild Holbeins, so schwer ihm dieses Studium infolge der schlechten Unterbringung der Meisterwerke im Haus zur „Mücke“ und ihrer unliebsamen Bewachung durch den herrischen Universitätspedellen Scholer gemacht wurde. Der bekam aber sein grobes, trinkgeldhungriges Wesen heimbezahlt. Die armen Künstler sagten von ihm: „Den Scholer haben wir all auf der Mücke.“ Heß insbesondere ging in seinen Zeichnungen und Karikaturen nicht allzusäuberlich mit dem alten Kerberos um.

Derselbe Mäcen, dem Heß den Aufenthalt in Rom zu verdanken hatte, erfüllte ihm einen andern Herzenswunsch: daß er in Nürnberg Albrecht Dürers Geist auf sich wirken lassen durfte (1825—27). Hierauf nahm er seinen Wohnsitz endgiltig in der Vaterstadt, verehelichte sich, ohne jedoch den Segen eines glücklichen Familienlebens zu erfahren. Diese Enttäuschung, sowie die andere, daß er es am eigenen Leib durchkosten mußte, wie der Kunst ohne Gunst das zu ihrer erfolgreichen Ausübung nötige Korrelat fehlt, stimmten ihn tief herunter und ließen ihn seinen Gram in nicht stets fein gewählter Kumpanei zu vergessen trachten. Dem teils gerechten, teils ungerechten Groll gab er dadurch Ausdruck, daß er seiner ungewöhnlichen Gabe zu persiflieren und karikieren keine Zügel anlegte, sondern seinen Pinsel zum allzeit dienstbereiten Organ der Spottlust machte. Wohl führte er Aufträge für Kunstfreunde und -händler aus, u. a. auch Kartons für Glasgemälde. Aber auf einen grünen Zweig brachte er es nicht. Mit dem Hunger wuchs der Durst, mit dem Entbehren der Genuß, andere lächerlich zu machen. Daneben fehlte es ihm auch nicht an treuen Freunden, und in der Künstlergesellschaft war er ein allgemein anerkanntes Mitglied. Als Lehrer hingegen war er ebenso anregend wie ungeduldig, welch letztere Eigenschaft ihn um seine Anstellung an der Zeichnungsschule brachte und auf undankbaren Privatunterricht anwies. Bald nach dem 1848 erfolgten Tod seiner Frau erlag er am 8. Juni 1850 im Alter von einundfünfzig Jahren einem Leberleiden.

* * *

Aus Heß' römischem Aufenthalt stammt eines seiner besten und sorgfältigst ausgeführten Bilder, zu dem kein Geringerer als Thorwaldsen ihn veranlaßte: Die Judenpredigt. Es war damals in Rom noch Brauch, daß die im Ghetto lebenden Israeliten einmal im Jahr zu einem katholischen Gottesdienst kommandiert wurden, und zwar sorgte die militärische Gewalt dafür, daß dem Aufgebot Nachachtung und dem Gottesdienst die erwünschte Ehrerbietung geschenkt ward. So sehr diese Art „Judenmission“ der Mißbilligung aller Einsichtigen verfallen war, Heß machte sie zum Gegenstand der eingehendsten Studien. Der Schauplatz ist das Mittelschiff einer Basilika mit korinthischen Säulen. Die Brüstung der Quergallerie trägt in lateinischer Sprache den die Situation treffend zeichnenden Spruch: „Siehe, mein halsstarrig Volk hört meine Stimme, und dennoch schenkt es ihr keinen Glauben.“ Auf der niedern Kanzel, wie solche eher zu Kinderlehren als zu Gemeindegottesdiensten verwendet werden, steht ein Dominikanermönch. Den Mund verzieht er zu